

Der schwarze Hut

von Volker Schlepütz

Die Stadt scheint zu schlafen, so seltsam ruhig ist es. Ich sitze am Schreibtisch und arbeite mich durch die Fachfragen meiner Studenten, die sich in den letzten Tagen in meinem Postfach angesammelt haben. Die Neonröhre der Tischlampe beginnt plötzlich zu flackern.

„Was ist der Unterschied zwischen einem Hipster und einem Bohémien?“, fragt mich jule89. Ich stoße die Asche meiner Zigarette ab, lehne mich eine Weile zurück und suche nach einer Antwort. Plötzlich klingelt es an der Tür. Um diese Zeit? Wer will mich zu dieser Zeit besuchen? Neugierig schleiche ich ins Schlafzimmer und blinzele aus dem Fenster, scheu wie ein Reh hinter dem Vorhang verschanzt. Ich erkenne niemanden. Dann klingelt es erneut. Die Schreibtischlampe geht aus. Ich höre Schritte auf der Treppe. Ich öffne die Tür einen Spalt, die Kette lasse ich am Türrahmen eingehakt. Ich sehe nichts als das Dunkel des Treppenhauses.

"Ist da jemand?", rufe ich in den Hausflur. Niemand antwortet. Ich löse die Kette und trete hinaus, etwas mutiger und taste mich zum Flurlichtschalter vor. Ich will auf den Schalter drücken. Dann geht alles sehr schnell. Ein fester Griff auf die Handwurzel, jemand drückt mir ein Tuch mit einem beißenden Geruch ins Gesicht.

Als ich aufwache, bemerke ich, dass ein Tuch um meinen Kopf gewickelt ist und dass ich an einen Stuhl gefesselt bin. Ich will aufschreien, bemerke aber, dass ich geknebelt bin. Das Geräusch des Kühlschranks ist so nah, dass ich vermute, in der Küche zu sitzen. Ich höre das Prasseln von Wasser in der Dusche. Ein heller Gesang setzt ein, wie der einer gut gelaunten Frau. Dann wird es wieder still. Ich höre, wie die Frau den Reisverschluss einer Hose schließt und in die Küche kommt. Sie öffnet den Kühlschrank und nimmt etwas heraus. Dann kramt sie offensichtlich Toastscheiben aus einer Verpackung und drückt den Toaster in die Einrastung. Wenig später löst die Frau den Knebel und setzt sich an den Küchentisch.

„Wer sind Sie, verflucht noch mal?

Was treiben Sie für ein Spiel hier?“

Was wollen Sie von mir?“

„Ich habe Ihnen nicht den Knebel gelöst, um mir Fragen zu stellen. Sie antworten auf meine Fragen, haben wir uns verstanden?“ Dabei gibt sie mir eine kräftige Ohrfeige als Zeichen ihrer Macht. Schon bin ich beeindruckt und nicke einfach nur.

„Gut. Dann kann ich ja mit meinen Fragen beginnen. Wir haben Zeit.“

Möchten Sie wissen, wie Sterben ist?“

Kalter Schweiß steigt auf meine Stirn. Gleichzeitig erinnere ich mich an diese Frage. Sie ist aus dem Fragebogen von Max Frisch, den ich im letzten Semester in einem Seminar diskutiert hatte. Ist es etwa eine der Studentinnen, die das Seminar wiederholen musste, und die sich jetzt an mir rächen will, frage ich mich nach einer Antwort suchend. Dann antworte ich entschlossen:

„Nein, noch nicht.“

Schweigen. Ich höre meine Halsschlagader pochen, schweige aber auch. Nach einer Weile:

„Haben Sie Freunde unter den Toten?“

Wieder eine Frage aus dem Fragebogen. Es muss eine meiner Studentinnen sein.

„Ja, Paula. Aber was geht Sie das an?“

Wieder erhalte ich eine kräftige Ohrfeige.

„Ich hatte Ihnen keine Fragen erlaubt. Das nächste Mal schneide ich Ihnen ein Ohr ab“, und ich bemerke, wie sie mir kräftig an meinem linken Ohr zieht.

„Okay, Okay, ist gut, ist gut, ich antworte nur noch.“

„Gut, sehr gut.“

„Wie alt möchten Sie werden?“

„Hundert, hundert Jahre, gebe ich wie aus der Pistole geschossen hervor.“

Wieder Schweigen, dann höre ich die Frau kichern.

„Haben Sie Humor?“

„Nein, verdammt, ich habe überhaupt keinen Humor“, schreie ich zurück.

Und wieder reißt sie mich am Ohr und zieht mich über den Küchentisch, so dass ich mit der Stirn auf den Tisch stoße. Dann richtet sie mich wieder auf und drückt mich auf den Stuhl zurück.

„Ich hatte Ihnen nicht erlaubt zu fluchen. Noch einen Mucks und das Ohr ist ab.“

„Klar, klar, es tut mir Leid, ist mir nur so herausgerutscht.“

„Was ist der Unterschied zwischen einem Hipster und einem Bohemien?“

Die Frage hatte ich doch gestern Abend im Postfach. Hat mich etwa jule überfallen? Dann antworte ich:

„Der Bohemien kauft aus Überzeugung in Second-Händen-Läden ein. Er liebt Gedichte und Antiquitäten über Alles. Ein Hipster trägt Hornbrillen, auch wenn er keine Gläser benötigt, prahlt damit, in Secondhand-Läden einzukaufen und versucht poetisch zu klingen, selbst wenn es keinen Sinn macht.“

„Und darauf musste wir nun eine Woche warten?“

Schweigen. Plötzlich höre ich das Schmatzen von Toast und das Schlürfen von Kaffee. Dann geht wieder alles sehr schnell. Die Frau steckt mir den Knebel wieder in den Mund.

„Sie sollten die Glühlampe auswechseln, mich macht das Flackern von Neonröhren ganz verrückt.“ Dann schlägt die Haustür ins Schloss.

Ich schreie stumm in den Knebel und versuche, mich von den Fesseln zu befreien. Aber mir gelingt die Befreiung nicht. Die Fesseln sitzen zu fest. Wer zum Teufel erlaubt sich solche Späße mit mir? War es wirklich eine meiner Studentinnen? Sie sprach von: *wir* mussten warten. Werde ich etwa von einem ganzen Studentenkollektiv bedroht? Wieder versuche ich zu schreien, doch drückt der Knebel sofort gegen den Gaumen und erstickt jeden Laut.

Erst am frühen Abend kann ich mich mühsam von den Fesseln befreien. Ich habe Durst und trinke hastig drei Gläser Wasser. Unter der Dusche versuche ich an nichts zu denken. Ich lasse das Shampoo von meinem Kopf abbrausen und verfolge die schaumige Bahn bis zum Abfluss. Der Abfluss ist verstopft, es bildet sich eine Schaumkrone, die nicht abfließt. Ich beuge mich hinunter und säubere den Abfluss. Als ich meine Hand öffne, sehe ich ein Büschel rotblonder Haare. Es klingelt wieder an der Tür. Sofort renne ich zum Fenster, nackt und unabgetrocknet, reiße das Fenster auf und will hinausschreien. Dann sehe ich, wie eine Frau zu mir heraufschaut und mir zuwinkt. Unter ihrem schwarzen Hut wellen sich rotblonde Locken um ihren Hals. Ich stürze die Treppe hinunter, reiße die Haustür auf, sehe aber niemanden, nur eine Frau, die ihr schreiendes Baby zu beruhigen versucht. Rasch verstecke ich mich hinter der Tür und lasse die Tür ins Schloss fallen. Im Briefkasten erkenne ich einen Einwurf. Mit der Hand angele ich das gefaltete Blatt heraus und lese in großen Druckbuchstaben: WIR SEHEN UNS WIEDER.

Ich kehre in meine Wohnung zurück, öffne die Schrankvitrine und krame eine Flasche Wodka hervor, die mir Wollenweiser letztes Jahr zum Geburtstag geschenkt hat. Ich öffne die Flasche und nehme einen kräftigen Schluck.

Ich stelle mir vor:

Ich bin in New York, alleine in einer Bar, zunächst. Ein Mann setzt sich neben mich. Ich schaue ihn kurz an. Ich will nicht aufdringlich sein.

Nach einer Weile:

„Gestatten, Sobel, Professor für Avantgarde und Neues Kulturbewusstsein.“

Er schaut zurück.

„Eh Mann, haben Sie letzte Woche die Yankees spielen sehen? Mein Gott, waren die drauf. Verdammt, hat mir echt gefallen.“

„Ich bin neu in der Stadt und hatte noch keine Zeit sie zu sehen.“

“Dann kommen Sie doch heute Abend gleich mit. Wir treffen uns mit Freunden am Gate six und gehen dann rüber. Wird bestimmt ein schöner Abend. Also nur, wenn Sie wollen. Ich bin Roger.“ Wir reichen uns die Hand. Weitere Getränke.

„Woher kommen Sie? Was machen Sie hier?“

„Ich komme aus Deutschland, ich wurde überfallen und gefoltert, vermutlich von meinen eigenen Studenten. Jetzt muss ich gehen. Wir sehen uns später. Adieu.“

Ich verlasse die Bar und tauche in die Masse der Passanten ein. Beim Gehen schaue ich mich um und sehe eine andere Bar. Ich brauche noch einen Wodka. Ich überquere die Straße und trete in die Bar ein. Kurz darauf stehe ich am Tresen. Der Barmann eilt heran mit einem wortlosen aber fordernden Blick.

“Wodka, please!“

Am Tisch in der Ecke sitzen Frauen mit aufgedrehten Haaren und spielen Karten, jedenfalls geben sie es vor. Es wird mehr gelacht und geplaudert. Jemand auf einem Barhocker in der Nähe eines Spielautomaten ruft:

„Die Schwarzen haben mir alles genommen“. Dann sinkt sein Kopf wieder zur Theke. Der Wodka steht vor mir. Ich kippe ihn in einem Zug herunter, zahle und verlasse die Bar.

Langsam schlendere ich die River Avenue hinunter zum Eingang des Yankee Stadions und warte auf meine neuen Freunde.

Meine Füße schmerzen, als ich vor dem Gate six des Yankee Stadium stehe. Ich bin die Weitaufgkeit einer Großstadt nicht gewöhnt. Aber spazieren gehen ist im Moment die einzige Möglichkeit, Abstand zu gewinnen von der Frau mit dem schwarzen Hut.

Roger, der mich zum Baseballspiel der Yankees gegen die Detroit Tigers eingeladen hat, ist noch nicht da. Wir sind erst in einer Stunde verabredet, im Cafe direkt neben dem Eingang.

Später erzählt man sich vielleicht: Weil ihm die Füße schmerzten, ging der Professor ins Cafe und bestellte einen letzten Wodka. Niemand wusste, warum er plötzlich vom Barhocker fiel.

Im Krankenhaus werden selbst die Experten nicht fündig. Blutwerte normal, keine Anzeichen von Infekten, vielleicht eine somatische Reaktion. Er sprach im Schlaf von Paula, mehr konnte man nicht verstehen in seiner Sprache.

Als ich meinen Wodka ausgetrunken habe und auf dem Platz vor dem Stadion ungeduldig umhergehe, sehe ich endlich Roger, der mir übertrieben entgegen winkt, als hätten wir uns Jahre nicht gesehen.

“Professor, how are you. Didn't expect you. Great to see you.”

Zu den anderen:

“This is my German friend, met him in Jeff's Bar. Nice guy, a little lost but really nice.”

„Yes, a little lost, as him“, antworte ich in die Runde und lache mit ihnen zusammen. Nun gehöre ich dazu.

Ich habe schnell heraus, dass Roger der Wortführer ist. Mike nickt bei allem, was Roger sagt und wirkt dabei wie ein kleines Hündchen. Auch ich nicke zustimmend auf Mike's Fragen.

Einmal:

“Professor, what's your student score in Germany? Are you a leading expert?”

Ich nicke nur, obschon ich ihn gerne fragen würde, warum er mich nicht fragt, was ich überhaupt lehre. In Amerika ist es egal, was man tut, man muss es in erster Linie ausgezeichnet gut machen. Das kenne ich schon von Wollenweiser, der mir damals davon abriet, nach Übersee zu gehen. Ich sei gut, aber nicht exzellent. Ich nicke nur und stoße mit ihm an.

“Yes, I am an expert!”

“That's fine“, antwortet Mike und stößt mit mir an.

John ist eher lakonisch und raucht gelangweilt eine Zigarette nach der anderen. Roger winkt mich plötzlich an sein Ohr heran.

„He's completely lost but I like him“, und er ergießt sich in einen schallenden Lachanfall.

Ich schmunzle ein wenig mit Blick zu John, der mich plötzlich ganz ernst ansieht und mich anschreit.

„Stop laughing, I tell you, stop laughing unless you understand the whole story of my life.”

Roger beschwichtigt.

„Chill out, John. We are friends.“

Dann laufen endlich die Yankees ein.

Das Telefon klingelt und reißt mich aus meiner Vorstellung. Als ich abhebe, wird sofort wieder aufgelegt. Ich beschließe zur Polizei zu gehen.

"Wir sollten ihn wieder anrufen, was meinst du, Laura?"

"Ja, natürlich, ich rufe im Abstand von ein bis zwei Stunden an. Ab Morgen übernimmst Du, und legst einfach auf, wenn er abhebt.

"Abgemacht!"

"Guten Abend, ich möchte Anzeige erstatten. Ich wurde zu Hause überfallen und gefoltert. Es fing an..."

"Nun mal eins nach dem anderen", unterbricht mich der Beamte.

"Name, Vorname, damit ich Sie erstmal registrieren kann. In dieser Stadt muss alles seine Ordnung haben, Sie verstehen."

Sobel, Victor Sobel, Professor an der Universität für Subkulturen."

"Danach hatte ich nicht gefragt, ist mir ziemlich egal, was Sie arbeiten. Also Victor Sobel, ist das richtig?"

"Ja, das ist richtig."

"Schön", Sie werden also verfolgt, meinen Sie. Haben Sie einen Verdacht, wer es sein könnte? Haben Sie Feinde? Waren Sie verheiratet? Ich meine, es gibt verdammt viele Frauen in dieser Stadt, die am liebsten nichts anderes machen würden, als ihren Mann umzubringen. Erst vor einer Woche wurde im Revier ein Mann in seiner Wohnung mit einem abgeschnitten Ohr verblutet aufgefunden. Neben ihm lag ein Taschentuch mit Parfüm getränkt. Wir tappen noch im Dunkeln. Das halbe Revier ist im Urlaub. Verdammt, ich könnte auch mal wieder Urlaub vertragen."

"Es könnte eine meiner Studentinnen sein. Wissen Sie, es war spät Abends, ich arbeitete noch..." und dann erzähle ich dem Beamten die ganze Geschichte. Ab und zu macht er sich Notizen und schaut mich dann wieder von seinem Schreibtisch aus an, mit verschränkten Armen und gezückten Augenbrauen.

"Herr Sobel, ich habe mir notiert: Eine fremde Frau, vermutlich ihre Studentin duscht bei Ihnen, stellt Fragen und frühstückt, während sie gefesselt neben ihr sitzen. Ist das richtig?"

"Ja, das ist richtig."

"Gibt Ihnen Ohrfeigen und zieht Ihnen kräftig die Ohren lang. Ist das korrekt?" oder hat sie Ihnen auch was ins Ohr geflüstert? Sie wissen schon, perverse Frauen machen so was. Und die meisten Männer mögen das, wenn sie gefesselt sind. Ich meine ich könnte verstehen, wenn Sie sich schämen, das zuzugeben."

"Nein! Nur Ohrfeigen und an den Ohren gezogen." Hören Sie, Sie nehmen mein Anliegen

wohl überhaupt nicht ernst. Ich möchte Ihren Vorgesetzten sprechen.“

"Meinen Vorgesetzten? Okay, aber glauben Sie nicht, dass Ihnen hier im Revier einer Ihre Geschichte abkauft. Woher wollen wir wissen, dass Sie sich das nicht ausdenken. Es gibt viele Verrückte in dieser Stadt.

"Ich bin Professor, nicht verrückt und nun bitte ich Sie, ihren Vorgesetzten anzurufen und ihn hierhin zu holen."

"Er ist im Urlaub."

"Im Urlaub? Er hat doch sicher einen Vertreter."

"Ja, ich bin sein Vertreter."

"Wann kommt er wieder?“

"In drei Wochen."

"Dann komme ich in drei Wochen wieder."

Ich verlasse die Dienststelle und setze mich in mein Auto. Der Parkplatz ist dunkel und doch glaubte ich für einen Moment, eine Frau im Rückspiegel gesehen zu haben. Erschrocken steige ich aus und schaue die Einfahrtsstrasse hinunter. Doch ich sehe niemanden mehr.

"Er war hier."

"Und wie ist es gelaufen?"

"Es lief, wie besprochen.“